

ANDREW
TAYLOR
DER
SCHLAF
DER TOTEN

Weltbild

Ein psychologischer Thriller aus dem viktorianischen England

England, 1819. Thomas Shield, ein mittelloser Lehrer, tritt eine Stelle in einer Schule außerhalb Londons an. Hier wird er Tutor des scheuen kleinen Charles Frant und fühlt sich bald unwiderstehlich zu dessen so schöner wie unglücklicher Mutter Sophia hingezogen. Immer häufiger sucht Thomas die Nähe der Familie Frant, ohne zu wissen, worauf er sich einlässt. Denn als Sophias Mann, ein reicher Bankier, ermordet aufgefunden wird, gerät Thomas in ein tödliches Netz aus Sex, Geld und Intrigen, in dem er sich immer weiter verfängt, je verzweifelter er versucht zu entkommen ...

»Zweifellos das beste Buch des Jahres, womöglich sogar des Jahrzehnts.« Glasgow Herald

»Wundervoll geschrieben und eine absolut fesselnde Lektüre!« The Times

»Ein packender Roman! Die faszinierende Geschichte und die von Taylor perfekt eingefangene Atmosphäre Londons oder des winterlichen Gloucestershire lassen einen nicht mehr los!« Observer

Als bester historischer Kriminalroman des Jahres mit dem »Historical Dagger« ausgezeichnet

Andrew Taylor

Der Schlaf der Toten

Roman

Aus dem Englischen von Monika Koch

Weltbild

Der Autor

Andrew Taylor wurde 1951 in Stevanage, England, geboren. Nach dem Studium in Cambridge und London übte er eine Anzahl von Berufen aus, bis er sich 1981 hauptberuflich dem Schreiben zuwandte. Er ist der Autor zahlreicher preisgekrönter Kriminalromane, darunter die Romane der Lydmouth-Serie mit Detective Inspector Thornhill und der Journalistin Jill Francis. Daneben verfasste Andrew Taylor die Roth-Reihe. Weitere Informationen zu Andrew Taylor und seinen Romanen unter:

www.andrew-taylor.co.uk

Die englische Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel *The American Boy* bei Flamingo, an imprint of HarperCollinsPublishers, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2003 by Andrew Taylor

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2005 by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Monika Koch

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: Thinkstock

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-663-4

Für Sarah und William
Und, wie immer, für Caroline

I would not, if I could, here or today, embody
a record of my later years of unspeakable
misery, and unpardonable crime.

Selbst wenn ich es vermöchte,
würde ich hier oder heute keinen Bericht
über meine späteren Jahre
voll unaussprechlichen Elends und
unverzeihlicher Verbrechen vorlegen.

Aus William Wilson von Edgar Allan Poe

Inhalt

Die Familie Wavenhoe, 1819

[8](#)

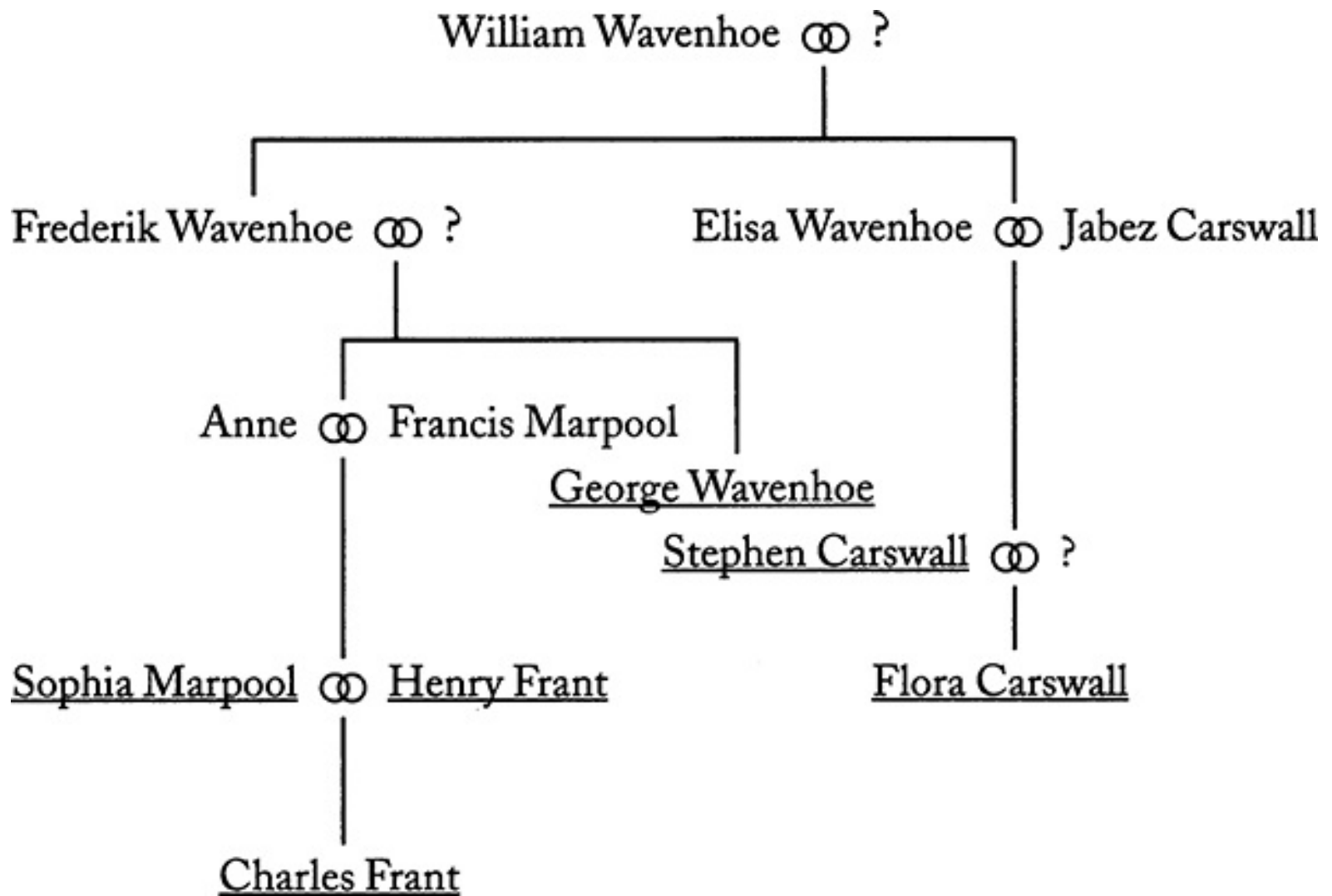
Bericht von Thomas Shield, 1819–1820

[9](#)

Anhang, 1862

[543](#)

Die Familie Wavenhoe 1819



Die unterstrichenen Namen kennzeichnen jene Familienmitglieder, die im September 1819 noch lebten.

BERICHT VON THOMAS SHIELD

8. September 1819–23. Mai 1820

Den Lebenden schulden wir Respekt, erklärt uns Voltaire im *Première Lettre sur Oedipe*, doch den Toten schulden wir nur die Wahrheit. Die Wahrheit ist, dass sich die Welt zuweilen wandelt und ein Mann nichts davon bemerkt, weil sein Kopf mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt ist.

Am 8. September 1819, einem Mittwoch kurz vor Mittag, sah ich Sophia Frant zum ersten Mal. Beim Verlassen des Hauses in Stoke Newington stand sie für einen Augenblick in der geöffneten Tür wie in einem Bilderrahmen. Irgendetwas, vielleicht eine Bemerkung oder auch nur eine unerwartete Bewegung im Halbdunkel der Halle hinter ihr, ließ sie innehalten.

Was mich zuallererst gefangen nahm, waren die großen blauen Augen. Die weiteren Einzelheiten des Bildes blieben in meinem Gedächtnis so unmerklich haften wie Kletten an einem Mantel. Mrs. Frant war weder groß noch klein und besaß ein wohlgeformtes blasses Gesicht. Sie trug einen kunstvoll gearbeiteten, mit Blumen verzierten Hut und ein Kleid mit weißem Rock, ebensolchen Puffärmeln und einem blassblauen Mieder, so blau wie die flachen Schuhe, die unter dem Rocksäum hervorspitzten. In der Linken hielt sie ein Paar weiße Handschuhe und ein kleines Retikul.

Ich hörte, wie hinter mir der Diener vom Kutschbock heruntersprang und geräuschvoll die Stufen der Kutsche ausklappte. Ein untersetzter, ganz in Schwarz gekleideter Mann in mittleren Jahren trat zu der Dame vors Haus und bot ihr seinen Arm, um sie zur Kutsche zu geleiten. Niemand achtete auf mich. Der Weg, der vom Haus zur Straße führte, wurde auf beiden Seiten von niedrigen Büschen gesäumt, die ihrerseits von einem Gitterzaun eingerahmt waren. Mich schwindelte, und ich musste mich an einem der senkrechten Stäbe festhalten.

»Wie gesagt, Madam«, bemerkte der Mann und setzte damit offenbar eine bereits im Inneren des Hauses begonnene Unterhaltung fort, »unsere Schule liegt in einer ländlichen Gegend, und die Luft hier draußen ist zweifellos gesünder.«

Die Lady streifte mich mit einem kurzen Blick und lächelte mir zu. Das kam so überraschend, dass ich vergaß, mich zu verbeugen. Der Diener öffnete den Schlag, und der untersetzte Mann half der Dame in die Kutsche.

»Ich danke Ihnen, Sir, dass Sie mir Ihre Zeit geopfert haben«, murmelte die Lady.

Der Mann beugte sich über ihre Hand. »Das ist wirklich nicht der Rede wert, Madam. Bitte übermitteln Sie Mr. Frant meine besten Grüße.«

Ich stand da und kam mir vor wie ein Idiot. Der Diener schloss den Schlag, klappte die Stufen ein und kletterte auf seinen Sitz. Die hölzerne Verkleidung der Kutsche war blau lackiert, und die vergoldeten Speichen blinkten im Sonnenlicht.

Der Kutscher wickelte die Zügel von der Peitschenhalterung ab. Dann ließ er die Peitsche knallen, und prompt setzten sich die beiden Braunen, deren Fell mit dem Hut des Kutschers um die Wette glänzte, in Bewegung und strebten unter Geklingel durch die kleine Seitenstraße der High Street zu. Der untersetzte Mann hob die Hand, was allerdings eher nach einem Segen als nach Winken aussah. Als er sich schließlich wieder dem Haus zuwandte, fiel sein Blick auf mich.

Ich ließ das Geländer fahren und zog schwungvoll meinen Hut. »Mr. Bransby? Will sagen, habe ich die Ehre ...?«

»Ja, die haben Sie.« Er starrte mich aus blassblauen Augen an, die zum Teil von rosafarbenen, leicht gequollenen Lidern verdeckt wurden. »Und was ist Ihr Begehrt?«

»Mein Name ist Shield, Sir. Thomas Shield. Meine Tante, Mrs. Reynolds, hat Ihnen geschrieben, und Sie waren so liebenswürdig ...«

»Ja, ja.« Reverend Bransby hielt mir einen Finger hin, damit ich ihn schüttelte. Dabei musterten mich seine Augen von Kopf bis Fuß. »Sie sehen Ihrer Tante überhaupt nicht ähnlich.«

Er geleitete mich den Weg entlang und durch die offen stehende Tür in eine vollkommen mit Holz getäfelte Halle. Von irgendwoher drang Gesang an mein Ohr. Mr. Bransby öffnete die Tür zu seiner Rechten und betrat einen Raum, der offensichtlich als Bibliothek diente. Ein türkischer Teppich bedeckte den Boden, und die beiden Fenster gingen auf die Straße hinaus. Schwer ließ er sich in den Sessel hinter dem Schreibtisch fallen, streckte die Beine aus und schob zwei Finger in die rechte Westentasche.

»Sie machen einen erschöpften Eindruck.«

»Ich bin den ganzen Weg von London bis hierher zu Fuß gegangen. Das hat mich erhitzt.«

»Nehmen Sie Platz.« Bransby zog eine elfenbeinerne Tabakdose aus der Tasche, schnupfte eine Prise und schnäuzte sich anschließend in ein braunfleckiges Taschentuch. »Sie suchen also eine Stelle, richtig?«

»Ja, Sir.«

»Mrs. Reynolds führt in ihrem Brief zumindest zwei gute Gründe an, die Sie eigentlich für jeden Posten, den ich Ihnen unter Umständen anbieten könnte, als ungeeignet erscheinen lassen.«

»Falls Sie erlauben, würde ich gern versuchen, Ihnen die Umstände näher zu erklären.«

»Man könnte auch einwenden und sagen, dass die Fakten für sich sprechen. Ihre letzte Stellung haben Sie ohne Referenzen verlassen. Und falls ich Ihre Tante richtig verstanden habe, so waren Sie erst kürzlich dem Irrenhaus nahe.«

»Ich will keine der Anschuldigungen bestreiten, Sir, aber es gibt Gründe, warum sich diese Vorfälle ereignet haben und warum eine Wiederholung ausgeschlossen ist.«

»Ich gebe Ihnen genau zwei Minuten, um mich zu überzeugen.«

»Mein Vater, Sir, war Apotheker in Rosington. Sein Geschäft florierte. Einer seiner Gönner, ein Kanonikus der Kathedrale, nahm mich als Schüler in die Lateinschule auf. Nach Beendigung der Schule schrieb ich mich im Jesus College in Cambridge ein.«

»Haben Sie dort ein Stipendium erhalten?«

»Nein, Sir. Mein Vater hat mich unterstützt. Er wusste, dass ich nur wenig Neigung für den Beruf des Apothekers verspürte, und riet mir, den geistlichen Stand anzustreben. Unglücklicherweise ist er kurz vor Beendigung meines ersten Studienjahres einem Faulfieber erlegen. Da sein Besitz völlig überschuldet war, musste ich die Universität ohne Abschluss verlassen.«

»Und Ihre Mutter?«

»Sie starb bereits, als ich noch ein Junge war. Der Leiter der Lateinschule, der mich von

klein auf kannte, stellte mich nach dem Tod meines Vaters als Hilfslehrer für die jüngeren Schüler ein. Einige Jahre lang ging alles gut. Doch dann, leider, starb auch er, und sein Nachfolger war mir nicht im selben Maße wohlgesinnt.« Ich zögerte einen Moment. Dieser Nachfolger hatte eine Tochter mit Namen Fanny, und die Erinnerung an sie schmerzte mich noch immer. »Wir hatten einige Meinungsverschiedenheiten, Sir, und – um es kurz zu machen – ich sagte einige dumme Sachen, die ich augenblicklich bedauerte.«

»Wie das für gewöhnlich der Fall ist«, meinte Bransby.

»Damals, im April 1815, fiel ich einem Rekrutierungsoffizier in die Hände.«

Bransby genehmigte sich eine weitere Prise Tabak. »Ohne Zweifel machte er Sie so betrunken, dass Sie ihm den Shilling des Königs förmlich aus der Hand rissen, um allein gegen das Monster Napoleon Bonaparte ins Feld zu ziehen. Nun, Shield, diese Geschichte bestärkt nur meinen Eindruck, dass Sie ein unbesonnener, eigensinniger und kampfeslustiger junger Mann sind und offenbar keinen Alkohol vertragen. Doch wollen wir jetzt zur Geschichte mit dem Irrenhaus kommen.«

Ich quetschte die Krempe meines Hutes so fest zusammen, bis sie dem Druck nachgab.

»Sir, in meinem ganzen Leben war ich noch in keinem Irrenhaus.«

Mr. Bransby runzelte die Stirn. »Aber Mrs. Reynolds schreibt, dass Ihre Freiheit eingeschränkt wurde und Sie einige Zeit in der Obhut eines Arztes lebten. Ob in einem Irrenhaus oder nicht, ist in diesem Fall ohne Bedeutung. Wie sind Sie in diese Lage geraten?«

»Im letzten Krieg wurden leider sehr viele Männer verwundet. Mich traf die Verwundung nicht nur körperlich, sondern auch seelisch.«

»Ihre Seele wurde verwundet? Das klingt für mich wie die unbestimmten Äußerungen einer jungen Lehrerin. Warum sagen Sie es nicht ganz offen? Ihr Verstand hat im Krieg gelitten.«

»Ja, Sir. Ich war krank, Sir. Wie im Fieber habe ich unbesonnen gehandelt.«

»Unbesonnen? Guter Gott, so nennen Sie das also? Soweit ich unterrichtet bin, schleuderten Sie in der Rotten Row Ihren Waterloo-Orden nach einem Offizier der Garde.«

»Was ich zutiefst bedaure, Sir.«

Mr. Bransby schnäuzte sich, und die kleinen Augen blickten wässrig drein. »Es ist richtig, dass Ihre Tante die beste Haushälterin war, die meine Eltern jemals besaßen. Als Kind hatte ich niemals Grund, an ihrer Aufrichtigkeit und Freundlichkeit zu zweifeln. Aber diese beiden Vorfälle ermutigen mich nicht gerade, einen Verrückten und Trinker als Autoritätsperson für Jungen einzusetzen, die meiner Fürsorge anvertraut sind.«

»Sir, ich bin weder das eine noch das andere.«

Er starrte mich an und fuhr dann fort: »Noch dazu einen, für den sich keiner seiner früheren Arbeitgeber verwendet.«

»Aber meine Tante verwendet sich für mich. Da Sie Mrs. Reynolds kennen, Sir, so wissen Sie, dass sie so etwas nicht leichtfertig tut.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Durch das offen stehende Fenster drang Hufgeklapper herein, und eine Fliege surrte durch die schwüle Luft. Ich spürte, wie ich langsam im heißen Ofen meiner Kleidung gebacken wurde. Mein schwarzer Rock war für einen solch schönen Tag viel zu warm, aber ich besaß nur diesen einen. Und ich hatte ihn

bis zum Hals zugeknöpft, weil ich kein Hemd darunter trug.

Ich erhob mich. »Ich möchte Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen, Sir.«

»Seien Sie so gut, und setzen Sie sich wieder. Ich habe diese Unterhaltung noch nicht beendet.« Bransby griff nach seiner Brille und zwirbelte sie zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her. »Ich habe mich dazu entschlossen, Sie auf die Probe zu stellen.« Er sagte das so bestimmt, als ob er ein Kreuzverhör vor Gericht plante. »Ich bewillige Ihnen Kost und Logis für ein Vierteljahr und zahle Ihnen außerdem eine kleine Summe, damit Sie sich angemessen kleiden können, wie es sich für einen Hilfslehrer an dieser Schule geziemt. Falls mir Ihr Betragen in irgendeiner Weise missfällt, werden Sie diese Schule auf der Stelle verlassen. Falls sich die Dinge jedoch zufriedenstellend entwickeln, werde ich nach Ablauf der drei Monate entscheiden, unsere Übereinkunft unter Umständen zu neuen Bedingungen fortzusetzen. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

»Ja, Sir.«

»Ziehen Sie an der Glocke dort. Vor Ihrer Rückkehr nach London sollten Sie noch eine kleine Erfrischung zu sich nehmen.«

Ich erhob mich ein weiteres Mal und zog an der Klingelschnur links vom Kamin.

»Sagen Sie«, fuhr Mr. Bransby dann in unverändertem Tonfall fort, »ist Mrs. Reynolds dem Tode nah?«

Ich fühlte, wie die Tränen hinter meinen Lidern brannten. »Sie hat sich mir bisher nicht anvertraut, Sir, aber ich sehe, wie sie von Tag zu Tag schwächer wird.«

»Es tut mir leid, das zu hören. Gehe ich richtig in der Annahme, dass sie über kleine jährliche Einkünfte verfügt? Sie dürfen mir solch direkte Fragen nicht übel nehmen, Shield. Unter den gegebenen Umständen halte ich es für besser, offen über derartige Dinge zu sprechen.«

Der Grat zwischen Offenheit und Brutalität war äußerst schmal, und ich war mir nicht sicher, auf welcher Seite Mr. Bransby stand. Es klopfte an der Tür.

»Herein!«, rief Mr. Bransby.

Ich wandte mich um, denn ich erwartete, dass ein Diener auf das Läuten herbeigeeilt war. Stattdessen schlüpfte ein kleiner, reinlich gekleideter Junge ins Zimmer.

»Ah, Allan. Guten Morgen.«

»Guten Morgen, Sir.«

Bransby und er schüttelten einander die Hand.

»Mach einen Diener vor Mr. Shield, Allan«, befahl Mr. Bransby. »In den kommenden Wochen wirst du ihn öfter sehen.«

Allan sah mich kurz an und tat, wie ihm geheißen. Er war ein gut gewachsener Junge mit großen, leuchtenden Augen und hoher Stirn. Er hielt einen Brief in der Hand.

»Sind Mr. und Mrs. Allan wohlauf?«, erkundigte sich Bransby.

»Ja, Sir. Mein Vater hat mir Grüße an Sie aufgetragen und mich gebeten, Ihnen diesen Brief zu überbringen.«

Bransby überflog das Schreiben und ließ es dann auf den Schreibtisch fallen. »Ich vertraue darauf, dass du dich nach diesem langen Wochenende mit noch größerer Anstrengung deinen Studien widmen wirst. Müßiggang bekommt dir nicht.«

»Nein, Sir.«

»Adde quod ingenuas didicisse fideliter artes.« Er tippte dem Jungen gegen die Brust.

»Gliedern und vervollständigen.«

»Es tut mir leid, Sir, aber das kann ich nicht.«

Beiläufig versetzte Bransby dem Jungen eine Ohrfeige und wandte sich dann an mich.

»Und Sie, Mr. Shield? Die Gliederung kann ich Ihnen vermutlich ersparen, aber darf ich Sie bitten, den Satz zu vervollständigen?«

»Emollit mores nec sinit esse feros. Edle Künste getreu zu erlernen macht den Charakter sanft und nimmt ihm die Wildheit.«

»Siehst du, Allan. Mr. Shield hat immer gut gelernt. Epistulae ex ponto, zweites Buch. Er kennt seinen Ovid, und genau das solltest du auch.«

Als wir wieder allein waren, wischte sich Bransby mit dem fleckigen Taschentuch die Tabakkrümel von den Nasenflügeln. »Man muss ihnen zeigen, wer der Herr ist«, meinte er. »Denken Sie stets daran, Shield. Freundlichkeit ist gut und schön, aber auf lange Sicht kommt man damit nicht weit. Nehmen Sie den kleinen Edgar Allan. Der Junge ist begabt, kein Zweifel, aber seine Eltern verhätscheln ihn. Mich schaudert bei dem Gedanken, wo er ohne die nötige Züchtigung stünde. Die Rute zu missachten verdirbt das Kind.«

So also hat es sich gefügt, dass ich innerhalb weniger Minuten nicht nur eine respektable Anstellung und ein Dach über dem Kopf erhielt, sondern auch Mrs. Frant und dem kleinen Edgar Allan zum ersten Mal begegnete. Obgleich ich den leichten fremdländischen Akzent des Jungen sofort bemerkte, war mir damals noch nicht klar, dass der kleine Allan Amerikaner war.

Und noch sehr viel weniger ahnte ich, dass Mrs. Frant und Edgar Allan mich Schritt für Schritt weiter in das dunkle Herz eines Labyrinths voll schrecklicher Geheimnisse und schlimmster Verbrechen ziehen sollten.

Bevor ich jedoch in das Labyrinth eintrete, möchte ich kurz auf die Geschichte meiner geistigen Verwirrung eingehen.

Seit meiner Schulzeit hatte ich meine Tante Reynolds nicht mehr gesehen. Dennoch bat ich, nach ihr zu schicken, als man mich ins Gefängnis steckte, denn außer ihr hatte ich niemanden mehr, mit dem mich verwandtschaftliche Beziehungen verbanden.

Vor Gericht trat meine Tante entschieden für mich ein. Einer der Richter war früher Soldat gewesen und mir deshalb gnädiger gesinnt. Aber da ich meinen Orden vor einer Reihe von Zeugen nach dem Offizier geworfen und dabei obendrein auch noch »Sie Mörder« geschrien hatte, hielt mich wohl niemand mehr, nicht einmal ich selbst, für unschuldig. Obendrein sann der Gardeoffizier auf Rache. Der Orden hatte ihn zwar nur leicht getroffen und so gut wie nicht verletzt, aber das Pferd hatte gescheut und den Offizier den Ladys direkt vor die Füße geworfen.

So, wie sich die Sache darstellte, gab es nur eine Lösung. Ich musste mich für unzurechnungsfähig erklären. Damals hatte ich wenig dagegen einzuwenden. Die Richter stellten also fest, dass ich von Zeit zu Zeit unter einer gewissen Unzurechnungsfähigkeit litt und in einem solchen Augenblick den Offizier auf dem schwarzen Pferd beleidigt hatte. Man kam überein, dass es sich um eine vorübergehende Störung handelte, die sich bei entsprechender Behandlung in absehbarer Zeit legen würde. Das machte es möglich, mich der Obhut meiner Tante zu übergeben.

Diese vereinbarte mit Dr. Haines, den sie während der Gerichtsverhandlung konsultiert hatte, dass er mich zur Therapie bei sich aufnahm. Haines war ein humaner Arzt. Er lehnte es ab, die Kranken wie Hunde anzuleinen, und lebte zusammen mit seiner Familie stets in der Nähe seiner Patienten. »Ich halte es mit Terenz«, sagte er zu mir. »Homo sum; humani nil a me alienum puto. Natürlich haben einige arme Kerle seltsame Gewohnheiten, die nicht immer zu unserer Gesellschaft passen, aber sie sind zweifellos aus demselben Ton geformt wie Sie oder ich.«

Die meisten von Dr. Haines' Patienten waren verrückt oder geistig behindert, einige gewalttätig, andere wiederum nur närrisch, aber zu bedauern waren sie alle: syphilitisch, idiotisch oder Opfer beängstigender Wahnvorstellungen oder ständig wechselnder Extreme wie bei der folie circulaire. Es gab nur sehr wenige Patienten, die, wie ich, nicht bei den anderen wohnen mussten und ihre Mahlzeiten zusammen mit dem Arzt und seiner Frau im privaten Teil des Hauses einnehmen durften.

»Geben Sie ihm Zeit und Ruhe, moderate Bewegung und gute, kräftige Nahrung«, erklärte der Arzt meiner Tante in meinem Beisein, »und Ihr Neffe wird sich bald vollständig erholen.«

Anfangs mochte ich seine Worte nicht recht glauben. Meine Träume waren vom Stöhnen der Sterbenden, von Todesangst und quälenden Gedanken an meine unwürdige Existenz erfüllt. Weshalb sollte ich denn leben? Womit hatte ich dieses Leben verdient, wo doch so viele bessere Männer gestorben waren? Anfangs wachte ich Nacht für Nacht in Schweiß gebadet auf; mein Puls raste, und ich meinte, meine Schreie noch zu hören, obwohl sie doch längst verhallt waren. Nachts schrien in diesem Haus viele Menschen,

weshalb also nicht auch ich?

Der Doktor erachtete meine Träume jedoch für gar nicht gut und verabreichte mir jeden Abend eine Dosis Laudanum, was die Unruhe dämpfte oder ihr zumindest die Spitze nahm. Außerdem drang er darauf, dass ich mich aussprach und alles berichtete, was ich getan und gesehen hatte. »Schädliche Erinnerungen müssen genauso behandelt werden wie unbedenkliches Essen. Es ist besser, sie von sich zu geben, als sie im Innern des Körpers zu belassen.« Ich schenkte ihm keinen Glauben, denn ich hing gewissermaßen an meinem Elend, weil es alles war, was ich besaß. Ich behauptete, dass ich mich nicht erinnern könne, ich täuschte große Erregung vor, und ich weinte.

Nach einer oder zwei Wochen appellierte Dr. Haines äußerst listig an meinen Ehrgeiz, indem er mich fragte, ob ich seinen Sohn und seine Töchter morgens jeweils eine halbe Stunde lang in Latein und Griechisch unterweisen könnte. Als Gegenleistung wollte er meiner Tante einen angemessenen Teil der Kosten für meinen Aufenthalt erlassen. In der ersten Unterrichtswoche saß er bei uns im Salon und las, während ich mit seinen Kindern Grammatik paukte und sie Deklinationen aufsagen ließ. Nach und nach hielt er sich immer weniger bei uns auf.

»Sie haben eine ausgesprochene Begabung für den Unterricht«, sagte Dr. Haines eines Abends zu mir.

»Ich zeige keine Milde und lasse meine Schüler hart arbeiten.«

»Sie wecken in den Kindern den Wunsch, Ihnen eine Freude zu machen.«

Wenige Tage später erklärte Dr. Haines, dass er nun alles für mich getan hätte, was in seiner Macht stand. Meine Tante quartierte mich kurzerhand in ihrer Wohnung in einer engen Straße nahe beim Strand ein, und in diesem gemütlichen Nest hockte ich wie ein zerzauster Kuckuck mit ständig aufgesperrtem Schnabel. Während des Tages machte ich mich in ihrer guten Stube breit, und nachts schlief ich in dem Bett, das sie mir auf dem Sofa zurechtmachte. In diesem Sommer stank der Fluss wahrlich bestialisch.

Ich erkannte rasch, dass es meiner Tante nicht gut ging, dass ich ihren Haushalt durch meine unüberlegte Attacke mit dem Waterloo-Orden ernsthaft belastet hatte und meine Gegenwart ihr, auch wenn sie das zu verbergen suchte, nur eine Last sein konnte. Ich hörte, wie sie in den dunklen Stunden vor Tagesbeginn stöhnte, und beobachtete, wie die Krankheit ihren Körper langsam zerstörte.

Eines Tages, als wir nach dem Dinner Tee tranken, reichte meine Tante mir meinen Waterloo-Orden.

Schwer und kalt lag das Metall in meiner Hand. Ich betastete das Band mit dem breiten, blutroten Streifen zwischen dunkelblauen Rändern. Schließlich ließ ich den Orden von der Handfläche neben die Teebüchse gleiten und schob ihn zu meiner Tante hinüber.

»Woher hast du ihn?«

»Der Richter hat ihn mir gegeben«, sagte sie. »Du weißt schon, der nette, der im Peninsulakrieg gedient hat. Er sagte, dass der Orden dir gehört und du ihn dir verdient hast.«

»Aber ich habe ihn weggeworfen.«

Meine Tante schüttelte den Kopf. »Nein, du hast ihn nach Captain Stanhope geworfen.«

»Bleibt sich das denn nicht gleich?«

»Nein.« Fast flehend fügte sie hinzu: »Du solltest lieber stolz darauf sein, Tom. Du hast ehrenvoll für den König und dein Land gekämpft.«

»So ehrenhaft war das wirklich nicht«, murmelte ich. Aber ich nahm den Orden an mich, um ihr eine Freude zu machen, und schob ihn in die Tasche. Dann erklärte ich, weil eines das andere nach sich zog: »Ich muss mir eine Stellung suchen. Ich kann dir unmöglich länger auf der Tasche liegen.«

Zur damaligen Zeit fand man nur sehr schwer Arbeit. Insbesondere als gesunder Irrer, der eine frühere Lehrtätigkeit ohne Zeugnis aufgegeben hatte und dem es an Qualifikationen und Einfluss mangelte. Meine Tante Reynolds jedoch hatte in früheren Jahren als Haushälterin für Mr. Bransbys Familie gearbeitet, weshalb er ihr noch immer wohlgesinnt war. Zuweilen hängt das Glück, ja manchmal sogar das ganze Leben, an solchen Fäden, solch zufälligen Erinnerungen, Gewohnheiten und Zuneigungen, die uns unsichtbar mit unseren Mitmenschen verbinden.

Dies alles erklärt zur Genüge, weshalb ich geradezu darauf brannte, am Montag, dem 13. September, meine Stelle als Hilfslehrer an der Manor House School in Stoke Newington anzutreten. Am Abend zuvor verließ ich das Haus meiner Tante zum letzten Mal, wandte mich nach Osten Richtung City und betrat schließlich die London Bridge. Eine Weile sah ich zu, wie das Wasser grau und träge zwischen den Piers dahinfloss und Schiffe flussaufwärts oder -abwärts unterwegs waren. Schließlich tastete ich nach dem Orden in meiner Tasche, zog ihn heraus und warf ihn ins Wasser. Da mein Blick dabei stromaufwärts gerichtet war, bemerkte ich, wie sich die kleine Scheibe beim Fallen mehrmals um sich selbst drehte und aufblitzte, als sie die Strahlen der Abendsonne einfing. Spurlos versank sie im Wasser, als ob sie dorthin gehörte. So, als ob sie nie existiert hätte.

»Warum habe ich das bloß nicht schon früher getan?«, fragte ich laut. Zwei Ladenmädchen, die in diesem Augenblick Arm in Arm an mir vorbeischlenderten, lachten mich an.

Ich erwiderte ihr Lachen, worauf sie kichernd die Röcke rafften und eilig davonhasteten. Es waren hübsche Mädchen, und ich fühlte, wie sich leises Begehren regte. Eine der beiden war groß und dunkel und erinnerte mich ein wenig an Fanny, meine erste Liebe. Wie Blätter im Wind wirbelten die Mädchen davon, und ich beobachtete, wie sich ihre Körper unter den Kleidern bewegten. Je schlechter es meiner Tante ging, schoss es mir durch den Kopf, desto besser fühlte ich mich. Als ob ich mich von ihrer Verzweiflung nährte.

Um Geld zu sparen, ging ich auch dieses Mal wieder zu Fuß. Meine Habseligkeiten hatte ich mit einem Transport nach Stoke Newington vorausgeschickt. Ich folgte der Ermine Street, der früheren Römerstraße, die von Shoreditch aus in nördlicher Richtung bis nach Cambridge verlief und an der entlang die Backsteinhäuser der Stadt wie Ameisen auf einer Honigspur ins Land hinauskrochen.

Ungefähr eine Meile südlich von Stoke Newington kamen die Wagen auf der Straße plötzlich lärmend zum Stehen. Ich folgte der Schlange der zweirädrigen Kutschen, Einspanner, Kaleschen, Lastkarren, Postkutschen und Rollwagen, bis ich schließlich der Ursache der Verzögerung ansichtig wurde. Ein in südlicher Richtung unterwegs gewesener schäbiger Einspanner war mit einem aus London zurückkehrenden Brauereiwagen kollidiert. Eine der Deichseln des kleinen Gefährts war gebrochen, und das unglückliche Pferd wälzte sich in seinem Geschirr gefangen auf der Erde. Erregt schwenkte der Fahrer seine mit Blut getränkte Perücke und beschimpfte den Bierkutscher, während sich eine ständig wachsende Menge verärgelter Reisender und Neugieriger um die Unglücksstelle versammelte.

Ungefähr vierzig Yards weiter nördlich erblickte ich in der Reihe der Gefährte, die in Richtung London unterwegs waren, eine Kutsche mit zwei edlen Braunen. Mich durchzuckte ein höchst seltsames Gefühl – als ob ich Hunger verspürte. Diese Equipage hatte ich schon einmal gesehen, und zwar vor der Manor House School in Stoke Newington. Auch der Kutscher, der gelangweilt auf das Geschehen vor ihm starrte, war derselbe. Die Scheibe in der Tür war herabgelassen, und auf der hölzernen Brüstung des geöffneten Fensters ruhte die Hand eines Mannes.

Ich wandte mich um und tat, als ob mich das Unfallgeschehen über die Maßen fesselte. Dabei nahm ich den Wagen genauer in Augenschein. Soweit ich erkennen konnte, saß nur ein einzelner Mann darin. Für den Bruchteil einer Sekunde begegneten sich unsere Blicke. Dann wandte sich der Mann ab und sah auf etwas in seinem Schoß hinunter. Sein Gesicht war lang und schmal, und die regelmäßigen Züge wiesen eine leicht grünliche Blässe auf. Der gestärkte Kragen reichte ihm fast bis zu den Ohren, und von der Kehle herab ergoss sich das Halstuch wie ein schneeweißer Wasserfall. Die Finger trommelten einen unhörbaren Rhythmus auf den Rahmen. Am Zeigefinger steckte ein großer goldener Siegelring.

Aus Richtung der Unfallstelle eilte ein Diener herbei, drängte sich durch die Menge der Umstehenden und trat an das Fenster des Wagens. Der Mann hob den Kopf.

»Ein Pferd ist gestürzt, Sir, und der Wagen ist schwer beschädigt. Das Brauereifahrzeug hat eines seiner Vorderräder eingebüßt. Sie sagen, dass man sich gedulden muss.«

»Frag den Kerl dort, was es da zu gaffen gibt.«

»Es tut mir leid, Sir«, sagte ich. In meinen Ohren klang meine Stimme dünn und unsicher. »Ich habe niemanden angestarrt, sondern lediglich Ihren Wagen bewundert. Ein ausgezeichnetes Beispiel für die Kunst des Kutschenbaus.«

Drohend baute sich der Diener vor mir auf. Er roch nach Zwiebeln und Porter. »Na los, verschwinden Sie!« Mit seiner Schulter drängte er mich zum Gehen und fügte leise hinzu:

»Na los, Sie haben genug gesehen. Hauen Sie ab, Mann!«

Ich rührte mich nicht.

Der Kutscher hob die Peitsche.

Inzwischen starrte mir der Mann direkt in die Augen, zeigte aber weder Wut noch besonderes Interesse. Trotzdem lag plötzlich eine unausgesprochene Drohung in der Luft, scharf riechend wie Gas, und das am helllichten Tag mitten auf einer belebten Straße. Ich war ein Nichts, nichts weiter als ein Juckreiz nach einem Insektenstich, ein unbedeutendes Ärgernis – und der Gentleman in der Kutsche hatte beschlossen, sich zu kratzen.

Ich deutete eine Verbeugung an und trollte mich. In diesem Moment erkannte ich die Begegnung noch nicht als das, was sie in Wirklichkeit gewesen war: nämlich ein Omen.

Trotz der Nähe zu London war Stoke Newington ein ausgesprochen hübscher Ort. Besonders gern erinnere ich mich an die Bäume und die Krähen. Der kleinste Junge in unserer Schule war vier und der älteste mit neunzehn schon fast ein Mann, der stolz einen buschigen Schnurrbart zur Schau trug. Man erzählte sich sogar, dass er der Bäckerstochter ein Kind gemacht hätte. Die Söhne der reicheren, ehrgeizigeren Eltern wurden bei uns auf den Besuch der Privatschulen vorbereitet, doch den meisten unserer Schüler vermittelte Mr. Bransby alles Wissen, das sie fürs Leben brauchten.

»Die Eltern betrauen uns mit der Fürsorge und Ernährung ihrer Kinder und mit deren Erziehung«, erklärte mir Mr. Bransby. »Gehaltvolle Nahrung und ein bequemes Bett sind Grundvoraussetzungen, wenn ein Junge etwas lernen soll. Wenn er obendrein auch noch unter gebildeten Menschen heranwächst, eignet er sich ganz selbstverständlich deren Benehmen an. Wir achten äußerst streng auf die Befolgung unserer Regeln, weil sie die Grundlage für Ernsthaftigkeit im späteren Leben bildet.«

Für Mr. Bransby und die Mitglieder seines Haushalts galten diese Regeln natürlich nicht. Sie wohnten getrennt von den Schülern und waren zweifellos längst ernsthaft genug. Ich hingegen würde in dem Teil des Hauses untergebracht, der den Jungen zugewiesen war, ebenso wie der einzige andere Lehrer, der in der Schule wohnte.

»Mr. Dansey ist bereits seit vielen Jahren bei uns«, sagte Bransby, als er uns miteinander bekannt machte. »In ihm werden Sie einen wahren Gelehrten finden.«

Edward Dansey war ein dünner Mann von schätzungsweise vierzig Jahren, dessen Kleidung so abgewetzt aussah, dass sie in allen Schattierungen von Grün bis Grau schimmerte. Auf dem Kopf balancierte er eine staubige kleine Perücke, die ständig verrutschte. Außerdem stand eines seiner Augen so schief, dass man den Eindruck hatte, als ob er schielte. Doch sowohl an diesem Tag wie auch späterhin erwies sich Mr. Dansey stets als höflicher Mensch. Trotz der schäbigen Kleidung besaß er die Manieren eines Gentleman, und ich rechnete es ihm hoch an, dass er, was meine Vergangenheit betraf, keinerlei Neugier an den Tag legte.

Als ich Dansey besser kannte, fiel mir auf, dass er für gewöhnlich mit hochgerecktem Kinn in die Welt blickte und den Mund schief zusammenkniff. Dabei zeigte ein Mundwinkel nach oben und der andere nach unten, als ob Dansey zugleich lächelte und ärgerlich dreinsähe. Man wusste nie genau, woran man war, und das schielende Auge verstärkte diesen Eindruck noch. Die Jungen nannten ihn Janus, weil es ihnen unheimlich war, dass seine Stimmung von der Seite abhing, von der aus man ihn ansah. Bransby fürchteten sie, weil er in jedem Raum einen Rohrstock deponiert hatte, um ihn jederzeit einsetzen zu können, aber Dansey jagte ihnen Angst ein.

Am zweiten Donnerstag meines Lehrerdaseins trottete der Hausdiener ins Klassenzimmer, als die Jungen gerade zu ihrer zweistündigen Pause vor dem Essen hinausströmten, und forderte mich zu einem Besuch bei seinem Herrn auf.

Augenblicklich beschlich mich die leise Sorge, dass Mr. Bransby an etwas Anstoß genommen haben könnte. Als ich die Schwelle der Tür, die vom Schulhaus in seinen Wohnbereich führte, überschritt, betrat ich eine völlig andere Welt. Hier duftete es nach

Bienenwachs und Blumen, die Wände waren mit Tapeten beklebt und die Holzpaneele frisch gestrichen. Doch Mr. Bransbys größter Luxus inmitten dieses Hauses voll lärmender Jungen war die unglaubliche Stille, in der man sogar das Ticken der Standuhr hören konnte. Zögernd klopfte ich an Bransbys Bürotür und wurde hereingebeten. Mr. Bransby starrte aus dem Fenster, während seine Finger ungeduldig auf die lederne Schreibunterlage trommelten.

»Setzen Sie sich, Shield. Ich fürchte, ich habe eine traurige Pflicht zu erfüllen.«

»Betrifft dies meine Tante Reynolds?«

Bransby neigte seinen massigen Schädel. »Es tut mir sehr leid, Shield. Ihre Tante war eine ganz besondere Frau.«

In meinem Kopf war nichts als Leere. Leere, erfüllt von Nebel.

»Mrs. Reynolds hat ihre Hauswirtin beauftragt, mich zu verständigen. Sie starb gestern Nachmittag.« Bransby räusperte sich. »Offenbar ging es am Ende sehr schnell, sonst hätte man zweifellos noch nach Ihnen geschickt. Aber es gibt einen Brief. Mrs. Reynolds hat bestimmt, dass er Ihnen nach ihrem Tod übergeben wird.«

Das Siegel war unversehrt. Der Abdruck stammte ganz offensichtlich vom Stiel eines kleinen Löffels. Ich meinte, die Riffelung zu erkennen. Wahrscheinlich hatte meine Tante den kleinen Silberlöffel benutzt, den sie in ihrer Teedose aufbewahrte. Der Siegellack war ein Farbgemisch aus rostigem Orange und dunklem Blau. Sparsam, wie meine Tante war, bewahrte sie den Lack der Briefe auf, die man ihr schickte, um ihn erneut zu schmelzen, wenn sie Siegellack benötigte.

Die Gedanken eines Menschen sind unberechenbar – erst recht in kummervollen Augenblicken; wir haben unsere Gedanken niemals ganz in der Gewalt. Überrascht stellte ich fest, dass ich tatsächlich überlegte, ob der Löffel sich noch an Ort und Stelle befand und er nun rechtmäßig mein Eigentum war. Der Nebel lichtete sich für einen kurzen Moment, und ich sah meine Tante vor mir, wie sie nach dem Dinner am Tisch saß und mit gerunzelter Stirn in die Teedose blickte, während sie die Portion abmaß.

»Sie werden vieles erledigen müssen«, sagte Bransby in meine Gedanken hinein. »Ich denke, Mr. Dansey wird Ihre Pflichten für einen oder auch zwei Tage übernehmen.« Er schnäuzte sich und meinte dann barsch: »Ich werde Ihnen für die Ausgaben, die auf Sie zukommen, eine kleinere Summe vorstrecken. Vermutlich wollen Sie noch heute Nachmittag in die Stadt fahren. Richtig? Was meinen Sie?«

Ich dachte daran, dass meine geistige Gesundheit noch längst nicht zweifelsfrei erwiesen war und ich nun, da niemand mehr für mich sprechen konnte, selbst das Wort ergreifen musste. Ich hob also den Kopf und antwortete, dass ich mir Mr. Bransbys großer Freundlichkeit bewusst sei. Dann bat ich, mich zurückziehen und meine Reise vorbereiten zu dürfen.

Unmittelbar nach unserem Gespräch stieg ich in mein kleines Zimmer, meine grüne Einsiedelei, im Dachgeschoss hinauf. Dort endlich brach ich in Tränen aus. Zu gern würde ich sagen, dass ich ganz allein um meine Tante, die beste aller Frauen, weinte, aber leider galten die Tränen auch mir selbst. Meine Beschützerin war tot, und von heute an, rief ich mir ins Gedächtnis, war ich ganz allein auf der Welt.

Der Tod meiner Tante zog mich tiefer in das Labyrinth hinein und führte mich zunächst zu Mr. Rowsell und Mrs. Jem.

Der letzte Brief meiner Tante an mich war kurz und, nach der Handschrift zu urteilen, im späteren Stadium ihrer Krankheit verfasst worden. Sie drückte darin die Hoffnung aus, dass wir uns eines Tages an einem freundlicheren Ort jenseits des Grabes wiedersehen würden, und versicherte mir, dass sie, falls der Himmel es ihr gestattete, über mich wachen wollte. Anschließend wandte sie sich praktischeren Dingen zu und eröffnete mir, dass sie mir Geld für die Kosten ihrer Beisetzung hinterlassen hätte. Was das betraf, so gab es nichts für mich zu tun, denn meine Tante hatte bereits zu Lebzeiten alle Einzelheiten festgelegt. Sogar die Art des Grabsteins und den Steinmetz, der die Inschrift meißeln sollte, hatte sie bestimmt. Zu guter Letzt legte sie mir dringlich ans Herz, ihrem Anwalt, einem gewissen Mr. Rowsell, in der Rechtsschule Lincoln's Inn meine Aufwartung zu machen.

Ich trat unverzüglich den Weg dorthin an und sprach in der Kanzlei vor. Mr. Rowsells Gesicht war stark gerötet, und sein mächtiger Leib wurde durch die knapp sitzende Kleidung genauso eingengt wie sein heftig pulsierendes Blut durch die zum Platzen gespannte Haut. Er wies seinen mondgesichtigen Sekretär an, die Akten meiner Tante zu holen. Während wir warteten, kritzelte er etwas in sein Notizbuch. Nach der Rückkehr des Mannes überflog Mr. Rowsell das Testament, und dann musterten mich seine blitzenden, vogelähnlichen Äuglein kurz und diskret zugleich. Es gab zwei Legate in Höhe von jeweils fünf Pfund, erklärte Mr. Rowsell schließlich. Eines war für die Magd als Lohn für ihre Arbeit bestimmt, das andere für die Hauswirtin.

»Der Rest ist für Sie bestimmt, Mr. Shield«, sagte er. »Natürlich abzüglich meiner Rechnung, die als Belastung auf dem Erbe liegt.«

»Nun, allzu groß kann der Rest ja nicht sein.«

»Soviel ich weiß, hat Ihre Tante eine Aufstellung angefertigt.« Mr. Rowsell griff in die kleine Schatulle. »Allerdings sollten Sie Ihre Hoffnungen nicht allzu hoch schrauben, junger Mann.« Er zog ein Papier hervor, warf einen kurzen Blick darauf und reichte es mir dann weiter. »Das Hab und Gut, so wie Sie es vorfinden«, fuhr er fort, wobei er mich über den Rand seiner Brille hinweg ansah, »und eine Summe Bargeld. Alles in allem vermutlich etwas mehr als hundert Pfund. Der Himmel weiß, wie sie das bei ihren geringen Einkünften beiseitelegen konnte.« Rowsell stand auf und streckte mir die Hand hin. »Leider ist heute Morgen meine Zeit sehr begrenzt, Mr. Shield, sodass ich Sie nicht länger aufhalten möchte. Wenn Sie beim Hinausgehen Atkins Ihre Adresse hinterlassen, werde ich Sie verständigen, wann wir die Angelegenheit zum Abschluss bringen können.«

Einhundert Pfund! Wie betäubt ging ich mit unsicheren Schritten die Straßen zum Strand hinunter. Einhundert Pfund!

Als Nächstes suchte ich das Haus auf, in dem meine Tante gewohnt hatte, und kümmerte mich um die Auflösung der Wohnung. Von den größeren Gegenständen behielt ich allein die Teedose mit dem Silberlöffel. Die Hauswirtin rief eine Freundin namens Mrs. Jem herbei, die das Mobiliar käuflich erwerben wollte. Vermutlich hätte ich einen höheren

Preis erzielen können, wenn ich mich eingehender mit dem Problem befasst hätte, doch mir lag sehr viel an einer sowohl raschen als auch einfachen Regelung. Außerdem kaufte mir Mrs. Jem auch die Kleidung meiner Tante ab.

»Nicht dass die Sachen mehr als ein paar Shilling wert wären«, erklärte Mrs. Jem mit dem Lächeln einer Märtyrerin; sie war ein Gebirge von Frau mit hübschen, fast zarten Gesichtszügen, die in den fleischigen Wangen allerdings zu versinken drohten. »Mehr Flicker und gestopfte Stellen als sonst etwas. Da Sie die Sachen nicht wollen, tue ich Ihnen praktisch einen Gefallen, oder nicht? Ich habe leider nur dreißig Shilling bei mir. Wollen Sie warten, bis ich den Rest geholt habe?«

»Nein.« Mit einem Mal hielt ich es in diesen vier Wänden nicht länger aus. Ich wollte in Ruhe über meinen Verlust und mein gleichzeitiges Glück nachdenken. »Für den Augenblick bin ich mit den dreißig Shilling zufrieden. Den Rest werde ich später bei Ihnen abholen.«

»Ganz wie Sie wollen«, entgegnete die Frau. »Gaunt Court 3. Es ist nur einen Steinwurf weit von hier entfernt.«

»Allerdings einen ziemlich weiten.«

Misstrauisch beäugte sie mich. »Machen Sie sich keine Sorgen. Ich werde das Geld für Sie bereitlegen. Sechs Shilling – nicht mehr und nicht weniger. Ich zahle meine Schulden, Mr. Shield. Und genau das erwarte ich auch von den anderen.«

Ich konnte mir die kindische Anspielung auf ihren Namen nicht verkneifen. »Mrs. Jem – eine kostbare Perle«, sagte ich ernst. »Nun, Sie sind wirklich unbezahlbar.«

»Bevor Ihnen noch weitere Unverschämtheiten in den Sinn kommen, gehen Sie lieber«, entgegnete die Frau.

Der Anflug einer fröhlichen Stimmung schwand zusehends, je weiter ich mich von der ehemaligen Wohnung meiner Tante entfernte. Dies also war alles, was von einem Leben übrig blieb – ein frisch aufgeworfener Erdhügel auf einem Kirchhof, einige Möbelstücke in den Räumlichkeiten fremder Menschen und eine Handvoll Kleider, die nur die Armen noch haben wollten.

Und eine kleinere Summe, die mir zugefallen war. Zum ersten Mal im Leben fühlte ich mich buchstäblich als vermögender Mann. Ich war Herr über einhundertdrei Pfund und ein paar Shilling und Pence. Dieses Wissen veränderte mich. Wohlstand brachte vielleicht wirklich kein Glück, aber zumindest besaß ein gewisses Vermögen die Macht, bestimmte Kümmernisse des Lebens abzuwenden. Obendrein verlieh es einem Mann das Gefühl, in dieser Welt einen Platz zu haben.